

SWR2 Essay

Ekel

Phänomenologie eines starken Gefühls

Von Friedrich Pohlmann

Sendung: Montag, 8. Mai 2017

Redaktion: Michael Lissek

Regie: Michael Lissek

Produktion: SWR 2017

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Mitschnitte aller Sendungen der Redaktion SWR2 Essay sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.

Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Bestellungen per E-Mail: SWR2Mitschnitt@swr.de

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.

Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.

Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Friedrich Pohlmann

Ekel

Phänomenologie eines starken Gefühls

Den Ekel haben sich nicht viele Autoren vorgenommen, aber wer sich dazu ausführlicher geäußert hat, beginnt gewöhnlich mit Entschuldigungen. Eine ganz moderate Form der Rechtfertigung findet sich beispielsweise in der 1853 erschienenen „Ästhetik des Hässlichen“ von Karl Rosenkranz, dem ersten großangelegten Versuch einer Gegen-Ästhetik zum Schönen. „Die Ästhetik des Hässlichen“, schreibt Rosenkranz auf den ersten Seiten seines Werks, „macht die Beschäftigung auch mit solchen Begriffen zur Pflicht, deren Besprechung oder auch nur Erwähnung sonst wohl als ein Verstoß gegen den guten Ton betrachtet werden kann.“ Rosenkranz' Bemerkung lässt sich erweitern: Wer über das menschliche Gefühlsleben nachdenken will, darf nicht naserümpfend den Ekel umgehen, auch wenn Ekelhaftes gewissermaßen ein Hässliches einer besonders hässlichen Sorte ist.

Aber der Ekelaffekt ist nun einmal ein menschliches Grundgefühl, ein zudem einem jeden wohlvertrautes, denn unsere Alltagserfahrung schließt immer auch mehr oder weniger intensive Konfrontationen mit Ekelhaftem ein. Trotzdem liegen Entschuldigungen für die Wahl des Themas nahe, und zwar nicht nur deswegen, weil wir dabei auch ab und zu wie Karl Rosenkranz gelinde gegen den „guten Ton“ verstoßen müssen. Gelegentliche Verstöße gegen sprachliche Anstandsregeln sind zumutbar, und außerdem sind solche Regeln heutzutage doch von recht anderer Beschaffenheit als zu Knigges Zeiten. Das Ekel-Problem ist ohnehin gravierender. Möglicherweise sind sprachliche Darstellungen von Ekligem nur schlecht dagegen gefeit, selber zu einem richtig Ekligen zu werden, zu einem Ekelobjekt zweiter Ordnung sozusagen, was bedeutete, dass der Autor nolens volens auch zum *Auslöser jenes Gefühls* bei seinen Hörern würde, das er beschreibt. Wenn das aber so wäre, wenn im Sonderfalle des Ekels die Sprache als Medium der Distanzierung gegen die Sache selbst nicht recht funktionierte, dann wäre allerdings eine präventive Entschuldigung sehr angebracht. Schließlich ist Ekel ein besonders unangenehmes Gefühl, das man tunlichst von seinen Mitmenschen fernhalten sollte. In der Ästhetik der deutschen Aufklärung war übrigens diese These – die These von der ekelauslösenden Macht des *dar-* und *vorgestellten* Ekelhaften - weit verbreitet.

Deshalb war auch Kants Diktum, das Eklige sei das einzige Missfällige, das sich nicht „schön“ *darstellen* lasse, dass sich vollständig jeglicher ästhetischen Indienstnahme entziehe, eine weitgehend unangefochtene Prämisse. Zwar lässt sich Kants Ansicht mit einem großen Fragezeichen versehen, denn schon die Ästhetik der Romantik hat die strikte Verbannung von Ekeldarstellungen weitgehend aufgehoben. Das dispensiert natürlich keineswegs von der Frage, wie man eine Ekelbehandlung möglichst hörschonend durchführen könnte, ohne allzu starke Verstöße gegen den „guten Ton“. Vielleicht böte die Idee, sich dem Ekel von seinem positiven Gegengefühl her zu nähern, hierzu Chancen. Die Entschlüsselung eines Phänomens über den Umweg einer Betrachtung seines Gegenphänomens empfiehlt sich häufig als Methode, auch unter nichtästhetischen Gesichtspunkten. Was aber *ist* das positive Gegengefühl zum Ekel? Ekliges ist eine Unterform des Hässlichen, dessen Gegenbild das Schöne ist, aber dem Ekel selbst fehlt der exakt passende Gegenbegriff. Ich bin jedenfalls weder in der Literatur noch durch eigenes Nachdenken auf einen gestoßen – die Sonderstellung des Ekels zeigt sich auch in dem Faktum, dass er keinen symmetrischen Gegenbegriff hat. Aber das ist keineswegs das einzige Sonderbare am Ekel. Sonderbar klingt zunächst auch die weitverbreitete Annahme, dass keineswegs nur Ekelhaftes ekelauslösend sein könne, sondern auch das Süße, Wohlschmeckende und Schöne – vorausgesetzt, man konsumiert es im Übermaß. Dann erzeugt es Ekel – Überdrussekel. Das kleine Mädchen sagt: „Mama, Milchreis mit Apfelmus hängt mir zum Hals heraus“, nachdem die Mutter ihr zum achten Male hintereinander mit dieser Speise eine Freude bereiten wollte, und auch in höheren Sphären des Genusses kann einem ein oft gehörtes Musikstück irgendwann „zum Halse heraushängen“, dann nämlich, wenn dieses Stück ein *Nur-Schönes* ist, das eines in es selbst eingebauten Widerparts entbehrt. Dann ist es kitschnah, und Kitsch erzeugt schnell Überdross. Es ist aber die Frage, ob derartige Phänomene wirklich genuine Ekelphänomene sind. Ich jedenfalls werde sie hier nicht behandeln, denn mein Interesse am Ekel ist handfesterer Art. Deswegen bleiben hier auch die semantischen Eskapaden eines Nietzsche mit dem Ekelbegriff, die sich in seinem Werke immer wieder hervordrängen und anderweitig großes Interesse verdienen, ausgespart, und auch der dünne Lebensüberdross-Ekel der Existenzialisten – das Gefühl des „ennui“ – wird nicht besprochen.

Unsere Reise durch die Gefilde des Ekligen ist wie folgt geplant. Wir verschaffen uns zunächst in noch recht abstrakten Überlegungen einen *groben Überblick* über die Umrisse des Phänomens. Die *zweite* Station gilt dann einer *Nahbetrachtung* diverser Varianten unter dem leitenden Gesichtspunkt, welche *Sinnesorgane* dabei als Transporteure des Gefühls im Vordergrund stehen. *Drittens* wird eine kulturgeschichtlich bedeutsame Imagination vom „ekligen Menschen“ vorgestellt, die auch anthropologisches Interesse verdient. *Viertens* wird dann, auf der Basis des bis dahin gesammelten Materials, eine schärfere Profilierung dieses Gefühls durch Abgrenzung von verwandten Gefühlen versucht, und *am Schluss* schließlich wird aufgezeigt, wie sich am sinnvollsten eine Brücke zwischen dem *physischen Ekel* – der ordinären Alltagsform des Ekels gewissermaßen – und jenen psychisch-intellektuellen Reaktionen des Abgestoßen-Werdens herstellen lässt, die man als „moralischen Ekel“ bezeichnet hat.

Beginnen wir mit dem groben Überblick.

Der Ekel gehört zur großen Gruppe der Kontra-Gefühle, jener Gefühle, die sich wesentlich als ein „Gegen“, eine Abwehr dessen, was sie bewirkt, äußern. Das Ekelgefühl ist universal verbreitet, ein Grundbestandteil der emotionalen Ausstattung des Menschen, kann aber kulturspezifisch sehr unterschiedlichen Auslösern gehorchen. Wie jedes Gefühl, so ist auch der Ekel mit einem ganz unverwechselbaren leiblichen Spüren und einem gleichermaßen unverwechselbaren körperlich-mimischen Ausdruck verknüpft. Sein *leibliches* Charakteristikum ist der Würgreflex, ein kaum kontrollierbares Widerfahrnis, das der Person nur geringe Chancen auf Distanzierung oder Verdrängung lässt. Freilich kann das Würgen ganz unterschiedliche Intensitäten aufweisen und sich abschwächen bis zum kaum mehr erfüllten Hauch einer Andeutung. Würgen ist ein Prozess ungelösten Widerstreitens der antagonistischen Leibtendenzen des Herausstoßen- und des Zurückbehalten-Wollens, von Engung und Weitung. Löst sich dieser Widerstreit im Herausstoßen *realiter* auf, dann entsteht jener appetitliche Prozess, den ein des Lateinischen kundiger Mensch höflich „vomitus“ nennt. Der vomitus ist die extremste *Äußerungsform* des Ekelgefühls, und sein *Produkt* ist seinerseits ein *Inbegriff des Ekligen*, einer der ekligsten Ekelstoffe überhaupt. Aber auch unterhalb dieser Extremform zeigt sich das Ekelgefühl eines Menschen seinem Gegenüber zumeist

recht unzweideutig. Sein untrüglicher mimischer Ausdruck ist eine spezifische Zeichenfiguration, die in allen Gesellschaften „auf Anhieb“ adäquat verstanden wird: die sogenannte „gerümpfte“ Nase, die den eindringenden Luftstrom verringert und die samt der dabei „geschürzten“ Lippen eine weitgehende Ähnlichkeit mit dem mimischen Ausdrucksmuster für das Gefühl der Verachtung aufweist. Allein dies ist bereits ein treffliches Indiz für die enge Verwandtschaft von Ekel und Verachtung, die wir später genauer unter die Lupe nehmen werden.

Die Annahme liegt nahe, dass sich der Ekel evolutionsgeschichtlich im Bereiche der Nahrungsaufnahme herausgebildet hat – als ein Warnsystem, das davor bewahren soll, sich Schädliches einzuverleiben. Diese Annahme könnte im Zusammenhang mit der Universalität des Ekels und seinen starken physisch-biologischen Komponenten dazu verleiten, ihn als ein einfaches oder gar primitives Gefühl zu begreifen.

Allerdings sollte schon der Hinweis, dass Tiere offenbar keinen Ekel empfinden, Misstrauen gegenüber einer derartigen Auffassung wecken. Hält man sich zusätzlich vor Augen, wie lange es in Kindheit und Jugend dauert, bis sich das Ekelgefühl in seiner ganzen Komplexität ausgebildet hat – ein übrigens in Vielem noch keineswegs befriedigend erforschter Prozess -, dann drängt sich viel eher der Gedanke auf, dass gerade dieses Gefühl mit der Kulturalität des Menschen besonders eng verflochten ist: Alle soziokulturellen Konstruktionen sind immer auch Systeme der Verarbeitung und Abwehr von Ekel.

Ekel ist das Produkt einer spezifischen *Naherfahrung*; ist eine quasi-instinktive Abwehrreaktion auf ein sich uns gewissermaßen obszön aufdrängendes, *Grenzen missachtendes* Etwas, das zumindest für einen kurzen Moment die *Wahrnehmung vollständig absorbiert*. Der Abstoßung durch das Ekelobjekt gehen immer Augenblicke einer gewissermaßen intimen Nähe voraus; einer Anziehung und Fesselung von Sinnesleistungen, in der das Eklige grell hervortritt. Dabei sei gleich hervorgehoben, dass eine Disposition zur Ekelauslösung nur Objekten mit einer bestimmten materialen Beschaffenheit eignet. Ekeltauglich, das kann als Faustregel gelten, ist nur *Organisches* - insbesondere solches mit engem Bezug zur menschlichen Vital- und Intimsphäre - und der *Schmutz*. Aber auch Schmutz hat, wie später seine genauere Betrachtung zeigen wird, eine enge Affinität zum Organischen, ohne die er gar nicht definierbar ist. Fassen wir zusammen: Das

kurzzeitige Erlebnis fesselnder Nähe; das sich subjektiver Kontrolle weitgehend entziehende Zurückgestoßen-Werden; und die organische oder quasi-organische Materialität des Abstoßenden – das sind die drei Grundmerkmale, um die sich alle Ekelsituationen drehen.

Welche *affektive* Tönung hat die Abwehrreaktion beim Ekel? Spielt *Angst* darin eine Rolle?

Zweifellos gibt es Ekelphänomene mit Angstringredienzen, in denen das Eklige auch als etwas Bedrohliches erscheint, aber diese sind durchaus nicht typisch. Ekel entzündet sich in der präzisen Fokussierung auf ein Objekt im unmittelbaren Nahbereich, der Verankerungspunkt der Angst im Außen ist hingegen nie exakt bestimmbar. Für die Angst ist ja gerade der unspezifische Objektbezug charakteristisch, die Diffusität, die Unfähigkeit zur Eingrenzung und genaueren Bezeichnung ihres „Wovor“, während sich das Eklige in seiner ganzen abstoßenden Erscheinungsform wie eine obszöne Zumutung offen präsentiert. Auch ist der *psychische* Zugriff auf die Person beim Ekel anders und weit weniger intensiv als bei der Angst. Angst dringt als diffuses Bewusstsein einer aktuellen Gefährdung der eigenen körperlichen Integrität viel tiefer in die Person ein, nimmt sie innerlich in ihrer Ganzheit gefangen und übersetzt sich in einen Fluchtimpuls. Der Ekel hingegen bleibt trotz der starken leiblichen Abwehrgefühle, die ihn begleiten können, psychologisch ein doch eher peripheres Gefühl, das sich mit affektiv viel weniger geladenen Abwendungsreaktionen begnügt. Auch ein *aggressiver* Rückbezug auf die Objekte, die ihn bewirken, ist dem Ekel eher fremd. Man entfernt sich von ihnen oder sie von sich, aber sie wecken selten Impulse aktiver Destruktion. Dieses weitgehende Fehlen von stärkeren Bedrohungsgefühlen ist auch die Grundbedingung dafür, dass Ekliges offen oder untergründig *libidinös gegenbesetzt* werden kann. Das Spektrum derartiger Gegenbesetzungen reicht von leichten Spurenelementen psychischer Ambivalenz bis hin zu klinisch relevanten Paraphilien. Wir kommen darauf zurück.

Nach diesen noch sehr abstrakten Vorüberlegungen, die einen ersten Grobumriss des Phänomens sichtbar machen sollten, wollen wir den Ekel jetzt konkreter in den Blick nehmen. Dabei gehen wir aus von der Frage nach der recht unterschiedlichen

Rolle, die unsere *fünf Sinnesorgane* bei der Vermeldung dieses Gefühls spielen. Unwesentlich scheint dabei der Part des Gehörs. Zwar wird darüber gestritten, ob es Ekellaute oder -töne geben kann, aber selbst wenn man sein heftiges ästhetisches Missfallen über eine bestimmte Art von Musik mit starken Ausdrücken aus dem Sprachschatz der Benennung von Ekel kundtut, handelt es sich dabei doch eigentlich nur um metaphorische Redeweisen. Man mag eine Musik „ekelhaft“ oder „zum Kotzen“ finden, aber der psychischen Allergie, die man damit auszudrücken versucht, liegt doch gewöhnlich kaum eine leiblich gespürte Reaktion mit einer engeren Verwandtschaft zu der für das physische Ekelgefühl typischen zugrunde. *Dominanter Sinn* beim Ekel ist der Geruchs- und der mit ihm eng zusammenhängende Geschmackssinn, und erst dann folgen Sehen und Tasten. Diese transportieren aber nie in Reinform Ekelgefühle, sondern immer nur in Verbindung mit einer irgendwie gearteten Aktivierung zumindest vorgestellter Geschmacks-, Geruchs- oder Tastempfindungen.

Nase und Mund sind als Organe der Einverleibung unsere intimsten Sinnesorgane, und alles, was über den Geruchssinn in uns eindringt, sind wir in ähnlicher Weise wehrlos ausgeliefert, wie den Eindrücken des Gehörs. Zwar werden alle Ekelphänomene als Grenzüberschreitungen wahrgenommen, aber ekliger Geruch – Gestank – bezeichnet doch eine Grenzüberschreitung der krassesten Form, denn Gestank missachtet die Grenze unseres Körpers und erlaubt kein wirksames „Nein“ gegen seine Verinnerlichung. Auch der Intellekt stellt nur unzureichende Werkzeuge für rationalisierende Distanzierungsbemühungen gegen Gestank zur Verfügung, denn ihm fehlen weitgehend die passenden Worte zur Kennzeichnung der Besonderheiten von Geruchsdifferenzen. Geruchseindrücke pflegen wir gewöhnlich mit einem aus der Sphäre des Geschmackssinnes erborgten Vokabular zu beschreiben; mit Ausdrücken wie süßlich, säuerlich oder faulig, die aber nur ganz grobe Vorstellungsleistungen ermöglichen, und auch wenn man sich starker Ausdrücke wie „bestialischer Gestank“ bedient, sind das kaum sonderlich gelungene Beiträge zur Spezifizierung von dessen besonderer Ekelnote. Kurz: Was die Nase an Geruchsdifferenzen wahrzunehmen und *unschwer wiedererkennend zu identifizieren* vermag, kann die Sprache nur ganz unvollkommen „auf den Begriff“ bringen. Auch deshalb sind wir im Reiche der Gerüche unseren Ekelreaktionen besonders hilflos preisgegeben, und auch deshalb vermögen sprachliche Darstellungsversuche

geruchlichen Ekels bei Dritten in der Regel keine Vorstellungsleistungen mit den entsprechenden Ekelanklängen auszulösen.

Die menschliche Nase bewertet den Geruch *anderer* grundsätzlich anders als den eigenen. Das gilt auch und gerade im Hinblick auf Gestank. Es gibt Menschen, die sich ihr „stilles Örtchen“ zu kleinen Bibliotheken umgestalten, und ihre Sitzungen dort in der wohlig-warmen Atmosphäre eigener Ausdünstungen möglichst in die Länge zu ziehen trachten. Erst Wiederbegegnungen mit den eigenen Leibesprodukten nach gewissen räumlich-zeitlichen Distanzen lassen diese wie ein Ausgelagertes mit einer nun gleichsam selbständig gewordenen Existenz erscheinen, und dann rutscht auch die bewertende Wahrnehmung durch die Nase in den Negativbereich, ohne aber gewöhnlich jene Ekelreaktion zu vermeiden, die sich bei Aufnahme des entsprechenden Geruchs anderer schnell einstellt. Den Gerüchen ihrer Exkremente begegnen Menschen oft mit einer mehr oder weniger ausgeprägten affektiven *Ambivalenz*, und wir nehmen immer eine eindeutige *Trennung* zwischen Eigen- und Fremdgeruch vor und empfinden nur letzteren als ekelerregenden Gestank. Ob es geruchlichen *Selbstekel* im strikten Sinn, einen gleichsam reflexiv auf die Wahrnehmung eigenproduzierten Gestanks zurückgebogenen Ekel geben kann, erscheint mir höchst fraglich.

Sigmund Freud, der sich mit Lust intellektuell allem Analen zugewandt hat und auch als Schöpfer einer Psychoanalyse menschlichen Gestanks gelten kann, begreift die Ambivalenz gegenüber dem eigenen Exkrement als ein Überbleibsel aus der frühen Kindheit. Hier begegne der Mensch noch mit einer lustvoll-neugierigen Zuwendung den Produkten seines Hinterteils; einer Zuwendung, die sich im Laufe der kulturellen Reinlichkeitserziehung abschwächt und sukzessive der Ausbildung von Ekel Platz macht. Im Hinblick auf diese Gerüche sei, so Freud, die frühe Kindheit gewissermaßen ein Paradies der Ekellosigkeit, das aus der Perspektive der Ekelschranken des Erwachsenen wie ein Tummelfeld „polymorpher Persionen“ erscheine. Aber dieses frühkindliche Stadium wird von Freud auch – und das ist der eigentlich interessante Teil seiner Spekulationen - als kurzzeitige Wiederkehr einer prähistorischen Ekellosigkeit in der Gattungsgeschichte des Menschen interpretiert. Die Evolution des Geruchsekels sei eng mit der *Entstehung des aufrechten Ganges* in der Phylogenese verknüpft, denn dabei sei die ehemals *libidinöse Kopplung* von

Geruch, Exkretion und Sexualität, wie sie bei Tieren beobachtbar sei, durchbrochen worden, und erst diese Trennung habe den menschlichen Geruchsekel möglich gemacht. Unter der Oberfläche des manifesten Ekels gegenüber den Exkrementen schlummerten aber, meint Freud, uralte libidinöse Bindungen fort – der Mensch hört nie ganz auf, ein schnüffelnder Vierbeiner zu sein. Von diesen libidinösen Bindungen kündeten nicht nur die Fixierungen in gewissen Neurosen, sondern auch ganz alltägliche Ambivalenzerfahrungen, und natürlich auch die menschliche Freude an Fäkalausdrücken und anrühigen skatologischen Witzen.

Vergleichbare Ambivalenzen wie gegenüber dem Exkrement zeigen sich auch gegenüber einem anderen potentiellen Ekelstoff unseres Körpers – dem *Schweiß*. Schwitzende Menschen, die es längere Zeit mit der Körperpflege nicht so genau genommen haben, können die Atmosphäre um sich mit einer säuerlichen Duftnote auffüllen, deren ekelerregende Wirkung freilich ihrer eigenen Nase vollkommen verborgen bleibt: Wie der Mensch auch schärfste Ausdünstungen seines Mundes nicht wahrzunehmen vermag, so riecht er auch nie seinen eigenen Schweiß, sondern immer nur den Schweiß des anderen. Noch Anfang des 20. Jahrhunderts beschrieb ein so distanzierter und wohlmeinender Beobachter wie der Soziologe Georg Simmel in seiner „Soziologie der Sinne“ eine derart parfümierte Atmosphäre als ein charakteristisches Daueraccessoire der Unterklassen, ein Produkt der Melange von Arbeitsschweiß und ungenügenden Hygienebedingungen; und selbst ein Freund des Proletariats wie George Orwell konstatierte 1937 nach längeren Reflexionen zur „sozialen Frage“ apodiktisch: „The lower classes smell.“ So markierte der Schweiß früher auch Klassengrenzen und schuf ein Demokratiehindernis. Freilich wird die sozial abstoßende Potenz des Schweißes auch durch ein exakt gegenteiliges Wirkungsmuster konterkariert. Schweiß kann auch zu einem Medium erotischer Anziehung werden, zu einem Aphrodisiakum mit übrigens immer auch geschlechtsspezifisch differierenden Attraktionskräften. Das hat auch damit zu tun, dass die typischen Essenzen des Schweißgeruchs, zu denen immer auch Sexualpheromone gehören, bei jedem Menschen unterschiedlich gemischt und mit anderen, ganz individuellen Duftbeilagen angereichert sind. In seiner Wirkung auf die Nase des anderen mischen sich im Schweißgeruch also immer Wahrnehmungen eines Typischen mit Intimstwuhrnehmungen eines ganz individuellen Bouquets, das entweder abstößt oder anzieht. In manchen Kulturen haben Schweißrituale eine

lange Tradition, die genau auf dieser Ambivalenz beruhen. In Gegenden Österreichs zum Beispiel war es Brauch, dass die Burschen beim Tanz vor den Mädchen Tücher schwenkten, die sie zuvor mit dem Schweiß ihrer Achselhöhle geruchlich imprägniert hatten.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei der Ambivalenz, die vielen Phänomenen des Geruchseckels eignet. Sie zeigt sich nicht nur in unserem Verhältnis zu manchen Ausscheidungen unseres Körpers, sondern besonders prägnant auch in Reaktionen auf jene organische Materie, die wir am liebsten verspeisen: das tierische Fleisch. Keine Kultur hat ein völlig hemmungsfreies Verhältnis zur Tötung und zum Verzehr von Tieren, was sich in der jüngeren Moderne auch in dem sozialgeschichtlich interessanten Sachverhalt manifestierte, dass man die sich zunehmend vergrößernden und zentralisierenden Schlachthöfe möglichst weitgehend aus dem Bewusstsein der Zeitgenossen zu verbannen suchte und an die Peripherie der Städte verlegte. Alain Corbin hat in seiner Kulturgeschichte des Geruchs beschrieben, welche große Rolle bei dieser Verbannung auch der eklige Gestank spielte, den diese Groß-Tötungsstätten verbreiteten. Offenbar enthielt dieser Ekelgeruch aber auch Elemente, die eine zwischen Ekel und Anziehung *eigentlich changierende* Wahrnehmung ermöglichten. Im berühmtesten Schlachthofroman der Literaturgeschichte, Upton Sinclairs „The Jungle“, der in dem seinerzeit größten Schlachthof der Welt – in Chikagos „Packingtown“ spielt – findet sich bei der Beschreibung der ersten Annäherung der Hauptprotagonisten des Romans eine eindringliche Charakterisierung dieser Ambivalenz: „Zusammen mit dem dichter werdenden Rauch machte sich noch etwas anderes bemerkbar: ein seltsamer, durchdringender Geruch. Sie wussten nicht recht, ob sie ihn als unangenehm empfanden; mancher hätte ihn vielleicht als widerlich bezeichnet, ... (ihre) Meinungen gingen auseinander. Es war ein elementarer, uriger, unkünstlicher Geruch, stark und streng, fast ranzig. Manche sogen ihn ein wie etwas Berausches, andere pressten sich ein Taschentuch vor die Nase ...“ Dem Verfasser dieses Essays ist ein schwacher Nachhall der von Sinclair beschriebenen Ambivalenzwahrnehmung von Fleischgeruch von dem Besuch von Metzgerläden, die er möglichst meidet, wohlvertraut.

Geht Fleisch in den Zustand der *Verwesung* über, dann entwickelt sich auch und vor allem in geruchlicher Hinsicht ein an Intensität kaum übertreffbares Ekelpotential, das Ambivalenzen völlig auszuschließen scheint. Aber auch darüber werden wir gleich eines Besseren belehrt. Beschreiben wir aber zunächst die phänomenologische Besonderheit verwesender Körper im Hinblick auf das Ekelphänomen allgemeiner. Verwesende Körper sind Totes, freilich Totes in einem *bestimmten Prozess des Werdens*, und nur in diesem Prozess ist Totes ekelhaft. Wäre es anders, wäre Totes als *purere Gegensatz zum Lebendigen* eklig, dann würden wir auch auf frisches Speisefleisch mit Ekelgefühlen reagieren, was aber selten ist, oder auf den Anblick von Skeletten oder Mumien, die aber allerhöchstens unheimlich wirken.

Die Verwesung ist ein sich gleichsam vital entfaltender Vorgang im Gefolge des definitiven Todes; ein Prozess, in dem das Tote in einer quasi-aktivistischen Veränderung seiner selbst einen schillernden, manchmal grellen Farbglanz gewinnt, einen erstarkenden Geruch um sich verbreitet und Lebendes – wimmelndes Gewürm - auf sich und in sich hinein zieht. Erst danach geht das Tote in einen Prozess des passivistischen Verfallens über. Deshalb hat Karl Rosenkranz in seiner schon erwähnten „Ästhetik des Hässlichen“ von 1853 in hegelianischer Manier das Verwesene ein „Entwerden des schon Toten“ genannt und hinzugefügt: „Der Schein des Lebens im an sich Toten ist das unendlich Widrige in (diesem) Ekelhaften“. Wir dürfen aber über dieser gleichsam metaphysisch-philosophischen Deutung der Ekelreaktion auf Verwesendes nicht die drastischen sinnlichen Bestimmungsgründe vergessen, die schon anklingen und verweisen in diesem Zusammenhang nur nochmals auf den bestialischen Gestank, der von größeren verwesenden Körpern ausgeht und der auf der Ekelskala des Geruchs einen wissenschaftlich bewiesenen Platz einnimmt. Trotzdem hat auch der verwesende Körper Ambivalenzwahrnehmungen ermöglicht, jedenfalls in der künstlerischen Imagination, in der er manchmal – insbesondere in der Romantik – zum Faszinosum wurde.

Eines der eindringlichsten Beispiele dafür ist ein Gedicht aus Baudelaires „Blumen des Bösen“ mit dem Titel *Une Charogne* („Ein Aas“). Hier werden die widrigsten Ekelmerkmale eines Kadavers – der Gestank, das aus dem geöffneten Bauch herausquellende, von Maden wimmelnde und Fliegen-Bataillone anziehende Körperinnere – in phantastischen Überblendungen mit Vorstellungsbildern sexuell

anziehendster Weiblichkeit verschmolzen; verwandeln sich Ekelsensationen des Verwesenden in metaphorischen Umdeutungen zu Imaginationen höchster weiblicher Lust und männlichen Begehrens; wird also aus dem „Entwerden des Toten“ ein Sinnbild des Vitalsten im menschlichen Leben gewonnen – des sexuellen Aktes. „Die Beine abgespreizt ...heiß seine Gifte schwitzend, bot es schamlos lässig den offenen Bauch voll übler Dünste dar“ – diese Zeilen finden sich in den Anfangspassagen von Baudelaires Gedicht. Ob Baudelaires Imaginationen analoge Ambivalenzerfahrungen mit Verwesendem in der Sphäre gewöhnlicher Alltagsrealität zu entsprechen vermögen, wollen wir hier offen lassen.

Die hervorstechende Rolle des Geruchssinns für die Ekelwahrnehmung und ihre manchmal ambivalente Tönung darf natürlich nicht in den Hintergrund treten lassen, dass die meisten Ekelerfahrungen vielsinnlicher Art sind - mit einem jeweils differierenden Beitrag von Nase, Auge, Mund und Hand – und dass manchen Ekelphänomenen der Ambivalenzcharakter vollständig fehlt. Es gibt eben nicht „den“ Ekel, sondern Ekel ist eine vielfältig abgestufte Reaktion, die in ihrem obersten Bereich, in der Sphäre des ekligsten Ekels sozusagen, jegliche Ambivalenzimprägung verloren hat und in die Eindeutigkeit jener körperlichen Attacke übergeht, die bereits als „vomitus“ bezeichnet wurde, also ins Erbrechen. Das entsprechende Wort aus der Sprache des Volkes, das jegliche euphemistisch-distanzierende Umhüllung abgestreift hat, ist jedem wohlbekannt. Der vomitus ist die nicht mehr steigerungsfähige Maximalreaktion des Ekels.

Und das Produkt dieser Reaktion, dieses breiig-schleimige Etwas, das gegen den Willen der Person auf eine gleichsam allen Vorschriften exakt widersprechende Weise ihr Leibinneres verlassen hat, wird als ein Ekelobjekt der Sonderklasse empfunden, dessen Wahrnehmung schnell zu einer sich ihm angleichenden Reaktion reizt - zum eigenen vomitus. An derartigen Ekelreaktionen sind das Auge und die Nase gleichermaßen beteiligt, und es ist schwer zu entscheiden, welches der beiden Organe dabei den dominanten Part innehat. *Eine* Vermutung liegt aber nahe: Dass mit dieser Extremform des Ekels diverse andere gemäßigte Ekelgefühle eng verwandt sind, die uns im Zusammenhang mit dem Mund- und Nasenbereich eines Gegenüber vertraut sind. Man kennt die Ekelgefühle, die bei gemeinsamen Mahlzeiten durch Speisereste in der Mundgegend anderer hervorgerufen werden

können und bedient sich deshalb manchmal einer Serviette. Aber wir wissen auch, dass Speisereste um den Mund herum in Abhängigkeit von ihrer materialen Beschaffenheit ein ganz unterschiedliches Ekelpotential besitzen. Ein Brotkrumen unterscheidet sich in dieser Hinsicht signifikant von Soßen, die dabei ihrerseits je nach Farbe und Konsistenz stärker oder schwächer den Ekel stimulieren. Als beispielsweise im letztjährigen Frühling ein mir in einem Gartenlokal gegenüberstehender älterer Herr mit großem Appetit eine durch eine sauce hollandaise veredelte Portion Spargel verspeiste und ihm dabei eben diese Soße in dünnen Rinnsalen das Kinn herunterlief, vermochte auch meine leichte Belustigung keine Distanz zu einem sich ganz unzweideutig meldenden Ekelgefühl herzustellen, das mich zum Wegsehen zwang und sofort eine Assoziation zu jenen Soßen auslöste, die Produkte des vomitus sind. Derartige Ekelerfahrungen sind zunächst vollständig visuell vermittelt und entbehren jedes Beitrags der Nase. Ich glaube aber, dass unser Geschmackssinn bei ihnen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt.

Wahrnehmungen Essender können – wahrscheinlich auf dem Wege über die anderweitig zur Berühmtheit gelangten Spiegelneuronen – *Schmeckvorstellungen* aktivieren, mit leisen Anklängen an das wirkliche Schmecken. Bei mir jedenfalls melden sich solche Schmeckbilder immer ungefragt, wenn ich an jenen Spargelesser und seine zweideutige Soße denken muss. Schmeckvorstellungen sind wohl auch bei unseren Reaktionen auf einen anderen Ekelstoff, den Speichel, immer mitbeteiligt - was übrigens auch im Wort vom „Speichellecker“ anklingt -, und sie dürften auch bei einem Ekelphänomen eine Rolle spielen, das für einige Denker der Aufklärung – Mendelssohn, Lessing, Herder und Kant – ein Sinnbild des ästhetisch Unerträglichen war: die fließende Nase. Bei der Begründung der Ästhetik als Wissenschaft in der Epoche der Aufklärung wurde keineswegs nur über *Nasenformen* aufwendig nachgedacht – und zwar im Zusammenhang mit Reflexionen über den „schönen Körper“ und das Schönheitsideal des „griechischen Profils“. Auch der Inhalt der Nase wurde im Hinblick auf ästhetische Verträglichkeit ausführlich untersucht, und dabei vermied man keineswegs jenes derbe Wort aus der Volkssprache, dessen Aussprache in einer Konversation zwischen Erwachsenen heutzutage als besonders drastische Verletzung sprachlicher Anstandsregeln gewertet würde. Der *klassischen* Nase kommt nach Johann Joachim Winckelmann auch die Funktion zu, „dem Rotz das Maul zuzumachen“.

Fassen wir zusammen:

Besonders exquisite Ekelstoffe sind jene flüssig-breiig-schleimigen Substanzen, die aus dem Innenbereich des Körpers über dessen obere Öffnungen – Nase und Mund – gegen den Willen der Person ins Außen gelangen. Man kann darüber streiten, ob Gefühlsambivalenzen bei einigen dieser Ekelstoffe möglich sind, denn immerhin ähnelt die Auster, die als Delikatesse gilt, in ihrem Aussehen und ihrer klebrig-glitschigen Beschaffenheit einem derselben doch verblüffend. Aber in bezug auf den unangefochtenen Spitzenreiter dieser Ekelobjekte – das Produkt des Vomitus – scheint doch jegliche Ambivalenz zu fehlen. Der Ekel vor ihm ist so stark, dass man ihm – wie gleichermaßen dem Exkrement – eine gleichsam magische Kraft zur Verunreinigung von Behältern zuschreibt, die mit ihm in Berührung gekommen sind. Eklig – und damit für spezifische Zwecke gänzlich ungeeignet – bleiben sie auch nach penibelster Säuberung.

Wir wenden uns nun einem anderen potentiellen Ekelstoff zu, nämlich dem *Schmutz*. Schmutz ist ein so selbstverständlich-fragloser Bestandteil des Alltags, das man sich kaum jemals Gedanken macht, wie Schmutz eigentlich charakterisierbar ist. Auch die Philosophen haben sich meines Wissens noch nicht so recht an einer Phänomenologie des Schmutzes versucht. Nicht alles Ungepflegte, Verwahrloste ist „schmutzig“, und nicht jeder Schmutz ist eklig. Einen ungepflegten Garten zum Beispiel würde man nie als „schmutzig“ bezeichnen, und starke Ablagerungen von Rußpartikeln aus Industrieschornsteinen mag man zwar als Schmutz empfinden, weil sie dessen typische Farbe – das Grau-Schwarz – haben, aber das ästhetische Missfallen, das sie vielleicht bewirken, ist doch kaum echter Ekel. Ekelpotential bekommt Schmutz erst an Örtlichkeiten und Gegenständen aus der menschlichen Wohnsphäre und am Körper selbst, und auch hier ist es an erster Stelle immer der Schmutz anderer und nicht der eigene, der den Ekel weckt. Aussichtsreichste Kandidaten für die Ekelform von Schmutz sind die Örtlichkeiten für die Speisezubereitung und Ausscheidung; sodann die Kleidung und vom Körper selbst die Hand. In allen diesen Zusammenhängen wird als „Schmutz“ etwas irgendwie Anklebendes oder Klebendes verstanden; sichtbare, nichtverwischte Lebensspuren, die nunmehr den Dingen oder dem Körper als - oder durch – „schmierige“ Stoffe wie Fett oder Schweiß anhaften. Was also ist ekliger Schmutz? Es ist dies die sich dem

Auge aufdrängende Wahrnehmung eines der intimen Lebenssphäre eines Anderen entstammenden „Schmierigen“. Trotz gegenteiliger Redewendungen in der Alltagssprache sollte man aber das Ekelpotential des Schmutzes nicht überschätzen. Solange Schmutz ein lediglich visuelles Phänomen bleibt und die *Tastvorstellungen*, die seine Wahrnehmung begleiten, nicht durch reale Berührungen ergänzt werden, bleibt seine Ekelwirkung maßvoll. Das ändert sich erst im Zusammenhang mit üblen Gerüchen. Auch ein „Schmutzfink“ wird erst dann richtig eklig, wenn er stinkt.

Auch unsere Ekelgefühle für bestimmte *Tiere* sind primär visuell vermittelt. Wenn wir einmal von den von religiösen Tabuvorschriften genährten Ekelgefühlen und auch von offenkundig pathologischen Tierphobien absehen und uns nur auf die in unserem Kulturkreis gewöhnlicheren Ekelreaktionen in diesem Bereich beziehen, dann fällt auf, dass dabei der Geruchssinn eine nur marginale Rolle spielt. Trotz seines Drecks und Gestanks und der beliebten Verwendung seines Namens als Schimpfnamen erweckt das Schwein doch kaum echte Ekelgefühle. Am typischsten sind diese auch nicht für größere Tiere, sondern für kleines, kriechendes, am Boden zu „kleben“ scheinendes Getier, sogenanntes Ungeziefer; und am stärksten für jene Spezies von Ungeziefer, die in Massen - „wimmelnd“ - aufzutreten pflegen. Ihre „kriecherische“ Existenz in unreinlicher Bodensphäre, aber wahrscheinlich mehr noch die mit diffusen Angstgefühlen durchmischte Vorstellung einer „kribbelnden“ Inbesitznahme der eigenen Haut durch Massen dieser Kriechtiere, ist wahrscheinlich das Zentralmotiv, das hier den Ekel speist. Als idealtypische Verkörperung eines größeren Ekeltieres gilt allenthalben die Ratte, und auch sie löst ineins mit ihrer „kriecherischen“ Existenz im Schmutz Bedrohungsgefühle aus. Hier begegnen wir jenen seltenen Fällen, wo genuiner Ekel mit Angst durchmischt ist, und die Angst rückwirkend Aggressionen gegen das Ekelobjekt speist. Dewegen werden Bilder solcher Tiere auch gerne in den kollektiven Feindbildern der politischen Propaganda genutzt. Das wirkungsvollste Enthemmungspotential bietet der Hass auf einen Feind, der als *zugleich ekelhaft und bedrohlich* ausgemalt wird, und diese Ausmalung ermöglichen am besten Techniken der dehumanisierenden Angleichung des Feindes an eben jene Tiere, die als prototypische Erzeuger beider Gefühle gelten.

Wir schließen damit unsere kleine Beispielsammlung von Ekelobjekten ab. Sie sollte noch einmal die intime Begleiterrolle illustrieren, die der Ekel in den diversen

Räumen der menschlichen Vitalsphäre spielt. Trotz seiner anthropologischen Bedeutung würde es aber wohl nur einem überspannten Ironiker oder Misanthropen in den Sinn kommen, den Menschen deswegen schlichtweg ein Ekelwesen zu nennen. Wir wissen aber aus unserem Alltag, dass eine derartige Bezeichnung für manche Menschen keineswegs völlig abwegig ist. Die Menschen sind nun einmal auch auf der Ekelebene ihrer Existenz nicht gleich. Aus den vielen Perspektiven, die unsere Sichtweise anderer bestimmen, ist die Ekelperspektive nicht wegzudenken, und mittels ihrer erscheint uns unser Gegenüber auch immer wie die Verkörperung eines kleineren oder größeren Ekelpotentials. Und wenn sich nun in unserer Wahrnehmung die Ekelperspektive gewissermaßen vor alle anderen drängt und ein bestimmter Mensch nicht nur in vernachlässigenswerten Teilaspekten seines Seins als eklig wahrgenommen wird, sondern man ihm das Eklige als ein *Dauerattribut* zuschreibt, als ein hervorstechendes Merkmal seines Äußeren, ohne das er gar nicht charakterisierbar wäre, dann wird eben dieser Mensch in seiner Gänze im Urteil der anderen zu einem „Ekel“, und das kann weit mehr bedeuten, als die Schimpfwörter des Alltags wie „Kotzbrocken“ oder „Stinkstiefel“, die ja nie so recht ernst gemeint sind, auszudrücken vermögen. Imaginationen des in Gänze „ekligen Menschen“ - des Menschen als eines Bündels von Ekelmerkmalen sozusagen – haben immer wieder zu mehr oder weniger offenen Beschreibungsversuchen gereizt. Eine nicht nur kulturgeschichtlich bedeutsame Variante dieser imaginierten Ekelbilder sei hier kurz angesprochen.

In der ästhetischen Theorie der deutschen Aufklärung – besonders bei Winckelmann, Herder und Kant – hat man sich bis in die kleinsten Details Gedanken über die Merkmale des idealschönen Körpers gemacht. Aber die intellektuelle Konstruktion dieses idealschönen Körpers war durchgängig an *einem* Grundprinzip ausgerichtet: demjenigen der Ekelvermeidung. Als das Schönste wurde begriffen, was im Verständnis der Zeit jegliche Tönung durch Ekelwerte vermissen ließ. Alle Reflexionen über das „idealschöne“ Aussehen der Haut, von Nasen-, Brust- oder Hinternformen – jeglichen sichtbaren Organs – sind bis in ihre letzten Abwege von diesem Gesichtspunkt bestimmt, wie der Literaturwissenschaftler Winfried Menninghaus in einer grandiosen Studie genauestens herausgearbeitet hat. Aber damit wurde der Ekel, den man aus der Ästhetik strikt zu verbannen suchte, doch zu einem wesentlichen Konstituens ihres zentralen Gegenstandes - des Schönen.

Wenn man nun aber den idealschönen Körper gewissermaßen „umdreht“ und seinen Negativpol – die Ekelwerte, die als ein zu Vermeidendes seine Konstruktion bestimmten – offenlegt, dann gelangt man zu jenem Bild des in Gänze „ekligen Menschen“, das damals bestimmend war. Dieses Bild hat zwar auch groteske Züge, die manchmal an die vitale Ekelfigur des Gargantua von Rabelais denken lassen. Mehr noch aber wirkt es schockierend und verstörend. Denn der idealschöne Körper war natürlich als jugendlicher Körper gedacht, und dessen extremes Gegenbild verweist doch vor allem auf den *hilflös gewordenen Menschen des hohen Alters*, und zwar in einer realistischen Drastik in punkto Geruch, Ausscheidungen oder Hautbeschaffenheit, wie man sie auch gegenwärtig in Schilderungen von Pflegepersonal finden kann. Als eklig erschien dieser ästhetischen Perspektive nicht der Tod oder das Sterben, aber manche Charakteristika der letzten Lebensphase vor dem definitiven Ende, und man wird wohl zugeben müssen, dass aus dieser Wahrnehmung keineswegs nur ein Vorurteil jener Zeit spricht: So sehr die Pflege hilflos gewordener Menschen des hohen Alters auch von gewachsenen Gefühlen der Zuneigung und manchmal auch des Mitleids begleitet sein mag - sie erfordert gewöhnlich doch *auch* die Überwindung von Ekel.

Dass vergleichbare Gefühle gegenüber dem *Neugeborenen* wie eine pathologische Abirrung wirken würden, ist ein anthropologisch durchaus bedenkenswertes Faktum. Obwohl potentielle Ekelstoffe wie Urin, Fäkalien, Blut und die Plazenta den Geburtsakt begleiten und in der frühen Kindheit eine Kontrolle über die Ausscheidung noch nicht existiert, wird die Zuneigung zum Neugeborenen doch durch keine Ekelgefühle behindert oder in Frage gestellt. Schon das Wort „Geburtsekel“ ist vollkommen unvertraut, und wie die Absenz des Ekels die vorbehaltlose *Annahme* der Neugeborenen ermöglicht, so kann eine gewisse Dosis dieses Gefühls umgekehrt zu einer Erleichterung des *definitiven Abschieds* beizutragen.

Am Ende unserer Reflexionen sei noch ein kurzer Blick auf die Beziehungen des Ekels zu seinen *engsten Gefühlsverwandten* geworfen. Welche sind das?

Ein Blick auf andere menschliche Grundgefühle lässt schnell die *Scham* hervortreten: Auch die Scham ist ein *starkes Negativgefühl*, das zudem wie ein *Komplement* zum

Ekel – wie dessen gleichsam „andere Seite“ – anmutet. Allerdings gilt die These von der Komplementarität von Ekel und Scham nur für eine *bestimmte Erscheinungsform* der Scham. Grundbedingung der Entstehung von Scham ist, dass sich eine Person negativ vor anderen exponiert und in der Folge deren Augen gebannt auf sich gerichtet zu spüren vermeint. Dieses negative Auffallen kann freilich recht divergente Phänomene umschließen, und das Komplement des Ekels ist die Scham *nur in jenen* Fällen, wo sie sich als Folge der Verletzung bestimmter körperbezogener Sittennormen einstellt – das unwillentliche Entweichen eines duftenden Windes böte hierfür ein Beispiel. So könnte man als profane Alltagsform der Scham jenes Gefühl bezeichnen, das entsteht, wenn man unwillentlich das Auge oder die Nase eines anderen in einer Weise belästigt hat, die, ausgehend vom anderen, Ekel bewirken würde. So hindert die Scham – oder besser: das Bestreben der Scham*vermeidung* -, dass man selbst zum sozialen Ekelauslöser wird, und diese Komplementarität von Scham und Ekel ist die Gefühlsbasis, auf der viele unserer Sittennormen beruhen.

Intimst ist die Beziehung zwischen Ekel und *Verachtung*. Schon die weitgehende Ähnlichkeit der mimischen Gebärde, die beide Gefühle begleitet – Stichwort sei hier nur die „gerümpfte“ Nase – ist ein unübersehbares Signum ihrer engen Verwandtschaft. Und dass sich beide gleichermaßen als Abwendung, als räumlich-psychische Distanzierung und Kontaktvermeidung, als ein „Wegstreben-Von“ dem Etwas oder Jemand manifestieren, das oder der sie auslöste, zeigt ebenfalls bereits der erste Hinblick. Verachtung kann natürlich auch die *Folge* eines vom Anderen ausgelösten physischen Ekelgefühls sein – dann nämlich, wenn man diesem eine willentlich-schamlose Verursachung desselben zuschreibt. Dann mischen sich Ekel und Verachtung und führen zu verstärkter Vermeidung zukünftigen sozialen Kontakts.

Für tiefere Erschließungen des Beziehungsfeldes von Ekel und Verachtung ist jetzt aber eine *Erweiterung* des Ekelbegriffs über die *rein physische Ebene* dringend angesagt. Wir müssen zuletzt auch noch einen kurzen Blick auf jene Formen des Ekels werfen, die gewöhnlich unter dem Oberbegriff „moralischer Ekel“ abgehandelt werden. Dabei rücken Ekel und Verachtung *noch näher* aneinander heran, und es wird sich zeigen, dass der moralische Ekel nichts weiter ist als die nicht mehr steigerungsfähige *Extremform der Verachtung*.

Das Wort „moralischer Ekel“ spielt auf Reaktionen des Abgestoßen-Werdens durch moralisch Widerwärtiges an, denen enge Analogien zum physischen Ekel nachgesagt werden. Welche Phänomene drängen sich dabei auf? In der Literatur werden zur Illustration gern abscheuerregende Großtaten aus dem Reich des fraglos Bösen herangezogen, beispielsweise Massenmorde. Gerade diese Verbindung erscheint mir aber doch wenig spezifisch, denn der Abscheu auf Derartiges ist doch zumeist viel stärker mit bindenden Affekten wie ohnmächtiger Wut, Empörung, Zorn, Hass oder Trauer durchmischt als mit ekelanalogen Abwendungsreaktionen. Die typischen Formen des moralisch Ekelhaften sind kleineren Formats als das offen hervortretende Nur-Böse. Für die Annäherung an zumindest *eine* derselben bietet aber schon unsere Alltagssprache treffliche Hinweise. Fragen wir uns, in welchen Zusammenhängen das Vokabular des *physischen* Ekels am liebsten zur Kennzeichnung von *moralisch* Widerwärtigem *metaphorisch* genutzt wird, besonders solche Ekelmaterien wie Schleim, Speichel oder Attribute des Ekligen wie kriechend und schmutzig.

Schnell drängen sich uns die Figuren des Schleimers, Speichelleckers und Kriechers auf, letzterer natürlich auch in jener Sonderform, die ihn mit unserem Hinterteil und dessen Ausscheidungen in Verbindung bringt. Freilich werden solche Figuren nicht deswegen zu Verkörperungen des moralisch Ekelhaften, weil in ihnen der ganz gewöhnliche Alltagsopportunismus verstärkt auftritt – wenn das so wäre, würde uns die Permanenz von Ekel gewissermaßen die Luft zum Atmen stehlen. Schleimer und Kriecher werden erst im Zusammenhang mit Zusatzattributen vollgültig ekelhaft. Das Kompositum diesbezüglicher Merkmale sei wie folgt charakterisiert. Da ist zunächst eine bestimmte *Variante des Heuchelns und der Lüge*, die auffällt. Persönliche Zuneigung heuchelnd und durch falsches Lob Vertrauen erringen wollend, sucht der Schleimer oder Kriecher die Nähe anderer Personen mit Einfluss und Macht. Aber hinter seiner würdelosen Dauerpose dienstfertiger Bereitschaft zur Ausführung auch von Niederen und Anstößigem verbirgt sich nichts weiter als ein kühl kalkulierender Wille zur egoistischen Vorteilsnahme, der sofort hervortritt, wenn andere soziale Konstellationen profitabler erscheinen. Dann findet ein „Frontwechsel“ statt, der auch die Bereitschaft zur Gegnerschaft gegen jenen einschließt, dessen Vertrauen früher erschlichen wurde: Es ist also ganz wesentlich erst die Verbindung von *Vertrauensmissbrauch* mit *obszön geheuchelter Nähe und Treue*, der einen Kriecher

zu einem Inbegriff des moralisch Ekelhaften werden lässt. Und dann kann jenes gesteigerte Gefühl der Verachtung ihm gegenüber entstehen, das schon bei der Vorstellung eines Händedrucks mit ihm eine Assoziation des Schmutzig-Werdens bewirkt.

So fließt physischer und moralischer Ekel im Bilde von der schmutzigen Hand des anderen zusammen und bewirkt einen Kontaktabbruch, der endgültig ist.